

4. Methodologie und Methoden

Aus dem Gegenstand dieser Forschung ergeben sich Ansprüche und Anhaltspunkte, aber auch spezifische Herausforderungen, die sich auf der methodologischen und methodischen Ebene niederschlagen. Dass die Erfahrungen von trans* und nichtbinären Personen – nicht zuletzt auch insbesondere bezogen auf Elternschaft – gesellschaftlich marginalisiert werden, macht eine besondere Sensibilität in Hinblick auf die Reifizierung normativer Annahmen erforderlich. Bereits vielfach wurde im Feld der Trans Studies herausgestellt, dass wissenschaftliches Forschen ›über‹ trans* Personen mit der Gefahr verbunden ist, homogenisierende und vereinnahmende Sichtweisen zu reproduzieren (Baumgartinger 2017; vgl. Hoenes 2018; Hoenes/Koch 2017a; Stryker 2006). Daran anschließend folgt diese Forschung einem queertheoretisch inspirierten, kritisch-reflexiven und trans*affirmativen Forschungsansatz. Ganz grundlegend umfasst dies, die Kategorie Geschlecht und damit verbundene Konstruktionen »weiter und immer wieder auf ihre empirische Evidenz und Komplexität, auf ihre Verwerfungen und Ausschlüsse hin zu befragen« (Wagels 2013: 81) und Elternwerdensprozesse als etwas in den Blick zu nehmen, das sich nicht ohne weiteres in vereinfachende Kategorien einfügen lässt. Es umfasst aber auch, meinen forschenden Blick, die Bezüge, die ich zu anderen (Forschungs-)Perspektiven herstelle sowie meine eigene Verortetheit im Forschungsprozess immer wieder kritisch zu reflektieren. Entsprechend beschäftige ich mich in diesem Kapitel mit der Frage, was es heißt, Konfigurationen des Elternwerdens im Sinne eines komplexen und durchmachteten Phänomens zu untersuchen und wie sich dies in der Methodologie und dem methodischen Vorgehen niederschlägt.

Dabei wende ich mich in 4.1 zunächst den methodologischen Implikationen des Ansatzes zu, Forschung als eine stets situierte und notwendigerweise (selbst-)reflexive Praxis zu verstehen. Dabei gehe ich in 4.1.1 auf das durch Donna Haraway ausgearbeitete und vielfach rezipierte Konzept des ›Situier-

ten Wissens« ein, um dieses anschließend mit methodologischen Ansprüchen aus dem Feld der Trans Studies zu verbinden (4.1.2) und in Hinblick auf den (selbst-)reflexiven Ansatz der vorliegenden Forschung zu konkretisieren. Zentraler Ausgangspunkt dabei ist, dass Wissensproduktion, Methodologie und Methode keine ›neutralen‹ Praktiken darstellen, sondern stets ethische Reflexionen mit einschließen (Lykke 2010: 145; Unger 2014). Entsprechend skizziere ich in 4.1.3 wichtige methodologisch-ethische Reflexionen und gehe auf meine eigene Situierung und Positionierung als Forscher_in ein.

In 4.2 steht sodann die Methodologie der Situational Analysis im Fokus. Dabei skizziere ich zunächst in 4.2.1 das durch Adele Clarke begründete Verständnis der ›Situation‹, an dem sich die Methodologie dieser Forschung auf zentrale Weise orientiert. Anschließend erläutere ich grundlegende Gesichtspunkte der Situational Analysis in Hinblick auf die empirische sowie analytische Berücksichtigung von Komplexität und Relationalität (4.2.2), um in 4.2.3 die Bedeutung von Dingen, Materialität und des Nicht-Menschlichen im Kontext der Situational Analysis auszuführen.

In Kapitel 4.3 widme ich mich anschließend der methodischen Umsetzung der zuvor dargestellten methodologischen Gesichtspunkte. Dabei erläutere ich zunächst in 4.3.1 kennzeichnende Aspekte meines abduktiven Vorgehens, in 4.3.2 meinen Feldzugang, sowie in 4.3.3 den Prozess der Materialerhebung und -auswertung. Abschließend gehe ich in Kapitel 4.4 auf das Sample der vorliegenden Forschung ein und ende mit einer detaillierten Vorstellung der Interviewpartner_innen, deren Erfahrungen und Perspektiven in dieser Forschung im Zentrum stehen.

4.1 Zur Situiertheit von Wissensproduktion: methodologisch-ethische Implikationen für die Forschung zu trans* Lebensrealitäten

»To think differently means to work within and beyond the reflexive turn, to problematize inquiry, to redefine objects as more in networks than in single sites (Barad 2007) and to trouble identity and experience, and what it means to know and to tell.« (Lather 2013: 638)

Insbesondere seit den 1980er Jahren haben feministische, queere und postkoloniale Wissenschaftler_innen systematisch die Bedingungen der Produktion wie auch die Folgen akademischer Wissensproduktion untersucht und die »großen Erzählungen« des Fortschritts, der Vernunft und Wahrheit« als Instrumente der (Re-)Produktion von Macht- und Herrschaftsverhältnissen herausgestellt (Singer 2010: 296). Die damit einhergehende (selbst-)reflexive Erkenntnis, dass Wissensproduktionen stets »embodied«, also verkörpert, und »embedded«, also verortet, sind (vgl. Braidotti 2019: 3f.; Haraway 1991b), unterscheidet sich fundamental davon, wie wissenschaftliches Wissen in der Regel verstanden wird, nämlich »wertneutral, abstrahiert von den Menschen und Körpern, die Wissen schaffen [und] entkontextualisiert, sozusagen unabhängig und überparteilich, in einem Wort: objektiv« (Bauer 2017: 25). Damit geht einher, Wissen als ein Ergebnis komplexer Aushandlungen und damit als situiert und reflexiv zu verstehen: Ob in den ersten Überlegungen einer Forschungsfrage, dem Schreibprozess, der Formulierung von Interviewfragen oder den Interpretationen empirischen Materials, niemals ist der Prozess der Produktion von wissenschaftlichem Wissen »neutral«.

Durch Wissenschaftler_innen im Feld der Trans Studies wurden Forschungspraktiken unter anderem als »exclusionary and silencing practices« (Ferguson 2013: 3) kritisiert, insofern sie cis- und dyadisch vergeschlechtlichte Subjekte fokussieren und damit trans* und nichtbinäre Lebensrealitäten ausblenden. Bedeutsam ist zudem der historische Kontext der Pathologisierung und Medikalisierung von trans* und inter* Subjekten durch wissenschaftliche Wissenspraktiken, die insbesondere *über* aber nicht *von*, *mit* oder *für* trans* Subjekte(n) vollzogen wurden. Daran knüpft die methodologische Notwendig-

keit an, Praktiken der Wissensproduktion zu kontextualisieren und kritisch zu reflektieren. Konkret impliziert dies, sich mit der Frage auseinanderzusetzen, wer in den Fokus von Forschung gerückt wird, wer welches Wissen über wen generiert, sowie nach den Bedingungen, Situiertheiten und Wirkungen wissenschaftlicher Wissensproduktionen und ihren Methodologien zu fragen (Baumgartinger 2017; vgl. Hoenes 2018; Hoenes/Koch 2017a; Stryker 2006). Wie ich im Rahmen dieser Forschung mit diesen Fragen umgehe und welche Ansprüche ich daraus für mein Forschungsvorgehen ziehe, leite ich in den folgenden Ausführungen her.

4.1.1 Situiertes Wissen

»The methods that we choose in our research impact what we see in research and our positionality affects what in fact we are able to see.«
(Ferguson 2013: 7)

Im Gegensatz zur Auffassung von ›Objektivität‹ im Sinne der Unabhängigkeit von Messinstrumenten gegenüber den von ihnen gemessenen Werten im Rahmen empirischer Forschung, entwickelte Donna Haraway das Konzept der ›Situated Knowledges‹. Zentral ist hierbei die Kritik an der Unsichtbarmachung der eigenen Verortetheit als Forschende und die Erkenntnis, dass die Wahrnehmung von Akteur_innen in der Produktion von Wissen niemals unvermittelt sein kann.¹ Wissenssubjekte sind stets – u.a. historisch, sozial, kulturell und ökonomisch – situiert bzw. standortverbunden. Donna Haraway formuliert in ihrem Essay »Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive« eine kritische Perspektive auf den »erobernden Blick von nirgendwo«, den sie androzentrischen, positivistischen und eurozentrischen Wissenschaftstraditionen attestiert. Dieser schreibe »sich auf mythische Weise in alle markierten Körper ein und verleiht der unmarkierten Kategorie die Macht zu sehen, ohne gesehen zu werden« (Haraway 1995b: 80). Den unmarkierten Blick² bezeich-

1 Haraway bezieht sich hierbei insbesondere auf postkoloniale feministische Kritiken (vgl. Spivak/Haraway 1990) sowie auf Ansätze des Black und Chicana Feminism (vgl. dazu Hill Collins 2009; Moya 1997).

2 Vgl. dazu insbesondere de-/postkoloniale und feministische Kritiken des Black Feminism (vgl. Kelly 2019), die den kolonialen, rassifizierenden Blick sowie implizite Annahmen von Überlegenheit herausgearbeitet und kritisiert haben. Für Reflexionen des ›cis

net Haraway auch als »göttlichen Trick« (Haraway 1995a: 81), dem sie eine partiale Perspektive entgegensetzt, die anerkennt, dass der wissenschaftliche Blick stets auf eine spezifische Weise Welten organisiert und immer über die Positionierung des erkennenden Subjekts vermittelt ist (Dionisius 2021b: 79; Haraway 1995a: 83). Darüber hinaus kann die Sicht von ›Nirgendwo‹ keineswegs allumfassend sein, sondern gerade aus der Distanz bleiben viele Perspektiven auf die soziale Wirklichkeit verborgen (vgl. Bauer 2017: 33). Auch mein wissenschaftliches Interesse, meine theoretischen Reflexionen und meine analytische Perspektive sind spezifisch verortet, verkörpert und partiell (vgl. Fosket 2015: 195). Die Situiertheit von Wissen und Wissensproduktion im Kontext von Forschung zu reflektieren, bedeutet Ansprüche auf Universalität bestenfalls als naiv zu deuten bzw. vielmehr als hegemoniale Strategien anzusehen, die bestimmte Perspektiven verbergen und zum Schweigen bringen (können). Haraway argumentiert für die Thematisierung und Reflexion der Verortung und Verkörperung von Wissen und gegen nicht sichtbar gemachte bzw. nicht lokalisierbare und damit verantwortungslose Erkenntnisansprüche. Wissensproduktion erfordert daran anschließend eine machtsensible Kontextualisierung der Forschungspraxis, des Forschungsinteresses sowie der Positionierung der Forschenden, um Verantwortung für die (Un-)Sichtbarmachung von Machtverhältnissen zu übernehmen und im Forschungsvorgehen zu reflektieren (siehe dazu 4.1.3).

4.1.2 Methodologische Implikationen aus dem Feld der Trans Studies

Ein grundlegender Ausgangspunkt der Trans Studies ist, cisnormative Zweigeschlechtlichkeit gerade nicht als selbstverständlichen und unhinterfragten Ausgangspunkt von Forschung zu nehmen, sondern kritisch zu hinterfragen. Forschende betonen dabei die Wichtig- und Notwendigkeit, jene Erfahrungen, Lebenswelten, Perspektiven und Analysen in den Mittelpunkt zu rücken, die aufzeigen, was es heißt, mit gesellschaftlichen Geschlechternormen zu kollidieren (Baumgartinger 2017). Robin Bauer geht auf die Bedeutung der Fokussierung von spezifisch positionierten trans* Lebensrealitäten ein und rahmt dies in einem (selbst-)reflexiven Anspruch für die Produktion von Wissen. So schreibt Bauer:

gaze« aus intersektionaler Perspektive siehe auch zum Beispiel Wark (2021) sowie zum Konzept des »oppositional gaze« hooks (1995).

»Ein alltägliches Leben mit Cis*-Privilegien und ohne das Anecken an der Norm der Zweigeschlechtlichkeit ergibt beispielsweise einen ganz anderen Blick auf die soziale Realität als die gesellschaftliche Positionierung als inter- oder transgeschlechtlich. Die Gruppe der schwarzen Trans* Sexarbeiter_innen macht Erfahrungen, die weiße Cis* Menschen gar nicht machen können und diese ermöglichen ganz andere, potenziell kritischere, macht-sensible Analysen der Gesellschaft, wie beispielsweise die Bedeutung der Zweigeschlechtlichkeit, der Frage der Bewegungsfreiheit im öffentlichen Raum usw.« (Bauer 2017: 33)

Wie trans*, nichtbinäre, genderqueere und andere marginalisierte Subjekte als Forschungssubjekte bzw. als ›Gegenstand‹ von Forschung herangezogen werden, ist eine zentrale Frage im Rahmen von kritischen Debatten im Feld der Trans Studies, die sich um die Kritik an einer ›fixierende[n] Besondere[n]ung als ›Andere‹ einer weiterhin unhinterfragten cis-zweigeschlechtlichen Normalität‹ dreht (Schirmer 2023: 42). Dies impliziert methodologisch, einen kritisch-selbstreflexiven Umgang mit naturalisierten, stabilisierten, verändernden sowie auch homogenisierenden Kategorien zu finden und eine kritische Distanz zu Annahmen über *die* Marginalisierten oder *der* Weise, in der Marginalisierung erfahren wird, einzunehmen (Hoenes/Koch 2017a: 8; Mader et al. 2021: 9f.). Für die Trans Studies, sowie andere transdisziplinäre und in engem Zusammenhang mit sozialen Bewegungen entwickelten Forschungsfeldern, wie die Gender, Queer, Critical Race und Disability Studies bedeutet dies, in objektifizierende, naturalisierende, sowie auch diagnostisch-festschreibende Weisen der Wissensproduktion zu intervenieren und statt dessen die herrschaftsförmigen gesellschaftlichen Verhältnisse in den Fokus zu rücken, durch die bestimmte Verkörperungs- und Seinsweisen als ›abweichend‹ markiert und soziale Gruppen hierarchisiert werden (Schirmer 2023: 42). Konkret zieht dies nach sich, eine Sensibilität gegenüber Differenzen, Komplexitäten und Heterogenitäten zu entwickeln, um so mit homogenisierenden Narrativen über marginalisierte Subjekte zu brechen. Zentral dabei ist eine selbstreflexive Forschungshaltung, um normative und verändernde Festschreibungen nicht zu wiederholen und die Situiertheit der eigenen Forschungsposition sichtbar zu machen (Baumgartinger 2017: 245ff.; Ferguson 2013: 8). In Anschluss an Donna Haraways Konzept des Situiereten Wissens geht Bauer auf die Notwendigkeit ein, in Bezug auf Forschungen über trans* Lebensrealitäten der »Vervielfachung von partialen, verortbaren, kritischen Wissen, die die Möglichkeit von Netzwerken aufrechterhalten«, Aufmerksam-

keit zu schenken (Bauer 2017: 36). Bauer hält fest, dass mit Situierung nicht die Verortung in einer vermeintlichen kohärenten Identität gemeint ist, sondern eine »Positionierung innerhalb notwendig widersprüchlicher und brüchiger Beziehungen« (ebd.: 38). Demnach gehe es zum Beispiel nicht darum, dass Forschende »sich unabhängig vom Kontext als inter*, trans* oder cis* ›outen‹ oder sich gar eindeutigen Identitätskategorien zuordnen müssen«. Haraway gehe es vielmehr, so Bauer, um die »Übernahme von Verantwortung für die eigene Verstrickung in gesellschaftliche Machtstrukturen und die Folgen dessen für die Wissen, die produziert werden« (Bauer 2017: 38).³ Utan Schirmer bekräftigt ebenfalls bezugnehmend auf Haraway den Aspekt der Selbstreflexivität im Sinne eines Prozesses, der über Identitätskategorien hinausgeht, indem »[d]ie Situierung des erkennenden Selbst im Kontext von Machtverhältnissen [...] daher nicht auf[geht] in seiner kategorialen Bestimmung etwa als weiß, als Frau, als cis oder trans* etc., auch wenn derartige Bezeichnungen nicht bedeutungslos dafür sind« (Schirmer 2017: 51).

Zusammengenommen ergibt sich daraus ein methodologischer Anspruch, den Fokus auf Ein- und Ausschlüsse als Startpunkt der Forschung zu setzen, sowie eine Sensibilität gegenüber Komplexität zu ermöglichen. Konkret heißt dies, die Positionierungsweisen und Selbstbezeichnungen der Forschungssubjekte konsequent ernst zu nehmen und die empirisch existierende Komplexität ihrer Lebensrealitäten möglichst nicht linear verkürzt, vereindeutigt oder hierarchisch einzuholen, vielfältige Bedeutungen zuzulassen und gewaltvolle Macht- und Sichtbarkeitsverhältnisse sichtbar zu machen (Baumgartinger 2017: 249f.). Inhärent verstrickt ist damit nicht zuletzt, die eigene Positioniertheit als forschende Person immer wieder im Forschungsprozess zu berücksichtigen.

Wissenschaftler_innen aus dem Feld der Trans Studies haben darüber hinaus auch auf Fallstricke in Bezug auf die Aneignung der Erfahrungen von trans* Personen in der Forschung hingewiesen (Stryker 2008: 11f.). Dabei wurden unter anderem Forschungsansätze im Bereich feministischer und queertheoretischer Forschung kritisiert, die im Interesse an einer Dekonstruktion von Geschlecht Forschung betreiben, ohne wirkliches Interesse

3 »Identität«, so Haraway, »produziert keine Wissenschaft« (1995a: 87), denn komplexe Machtverhältnisse, die immer partielle Perspektiven mit prägen, konstituieren keine einheitlichen Subjektpositionen, die zur Gänze eingenommen werden könnten. So ist »das erkennende Selbst [...] immer in sich gespalten und widersprüchlich« (Schirmer 2017: 51) bzw. selbst eine »heterogene Vielheit« (Haraway 1995a: 86).

an den Lebensumständen, Bedürfnissen, sowie der Perspektiven von trans* Personen zu zeigen (Hoenes/Koch 2017a: 13; Namaste 2000; vgl. in Bezug auf inter* Gregor 2016). Dabei wird problematisiert, dass auf der Suche nach Transgressivität oder dem Queeren von Geschlecht, trans* Subjekte primär unter Aspekten der Subversivität betrachtet werden und dabei Projektionen oder Hoffnungen auf die Überwindung einer patriarchalen, sexistischen und heteronormativen Welt zugewiesen werden, ohne die Forschungssubjekte selbst zu Wort kommen zu lassen (Baumgartinger 2017: 224). Dies führt dazu, dass trans* Personen im Kontext von Forschung als sogenannte ›Token-Ts‹⁴ instrumentalisiert werden, während gleichzeitig nicht-trans* Positionen und Identitäten normalisiert werden (ebd.: 225). Entsprechend ist es ein Anspruch dieser Forschung, einen Forschungsansatz zu entwickeln, der auf anerkennende Weise auf Augenhöhe stattfindet und dabei trans* und nichtbinäre Subjekte als ›Expert_innen ihrer Selbst‹ versteht (Scheunemann 2018).

4.1.3 Parteilichkeit als Forschungshaltung, methodologisch-ethische Reflexionen und Positionierung als Forscher_in

Mit der Frage von wem, für wen und mit welchem Interesse geforscht und Wissen produziert wird, sind zentrale Implikationen verbunden, die sich in der Forschungspraxis niederschlagen (Hale 1997; vgl. Namaste 2000). Aus der Verbindung zu sozialen Bewegungen und Aktivismen resultiert der Anspruch kritischer Forschungsfelder wie der Queer- und Trans Studies, nicht nur danach zu fragen ›wie es ist‹, sondern auch danach, ›wie es anders sein kann‹ und einen Beitrag zu gesellschaftlichem Wandel und sozialer Gerechtigkeit zu leisten (Baumgartinger 2017: 246f.). Dies bedeutet, die Ziele von Forschung nicht etwa schlicht an ein theoretisches oder abstraktes Projekt zu binden, sondern auch auf konkrete Lebensbedingungen der Forschungssubjekte zu beziehen. Daran anschließend ist für die vorliegende Forschung eine Forschungshaltung

4 Das Konzept des Tokenismus (engl. ›tokenizing‹) wurde von der Soziologin Rosabeth Moss Kanter (1977) geprägt, die in der Untersuchung der Einstellungspraktiken von multinationalen Konzernen feststellte, dass die wenigen Frauen, die angestellt waren, vor allem eine Alibifunktion erfüllten. Der Begriff bezeichnet die Praxis, Individuen als Repräsentant_innen (›tokens‹) einer marginalisierten Gruppe hervorzuheben, wobei nicht sie als Mensch, sondern ihr Frau-, oder eben auch ihr trans*- oder of Color-Sein im Vordergrund steht.

solidarischer Parteilichkeit leitend. Dies beinhaltet, stets im Forschungsprozess über die Implikationen meiner Forschung für die Beteiligten an meiner Forschung zu reflektieren und dabei die Frage ernst zu nehmen, wem die Forschung dient und welche positiven wie negativen Konsequenzen meine Ergebnisse auf die Leben der Forschungsbeteiligten haben können.

In der Forschungspraxis manifestierten sich jene Reflexionen neben strengen Anonymisierungs- und Datenschutzaspekten auch darin, kontinuierlich zu fragen, welche Konsequenzen die Offenlegung bestimmter Erfahrungen und Praktiken für (werdende) trans* Eltern und Communities haben könnte. Praktisch führte dies beispielsweise dazu, bestimmte, in den Interviews geteilte subversive Praktiken aus dem verschriftlichten Text außen vor zu lassen, um diese nicht zu gefährden. Ausgehend von der Anerkennung, dass Forschung stets ein ›Geben‹ und ›Nehmen‹ umfasst, stellte sich zudem immer wieder die Frage des ›Zurückgebens‹ und der praktischen Brauchbarkeit meiner Forschung (Baumgartinger 2017: 252ff.; vgl. Breuer et al. 2018: 363). Damit verbinde ich die Praxis, mich in queerfeministischen Kontexten zu vernetzen und meine Forschungsergebnisse kostenfrei, sowie auch außerhalb akademischer Kontexte auf aktivistisch oder community-basiert ausgerichteten Veranstaltungen zugänglich zu machen. Bestandteil der Reflexion über die Bedeutung von meiner Forschung für die von mir in den Mittelpunkt gerückten Subjekte ist auch meine Mitwirkung an einem Forschungsprojekt, das in enger Zusammenarbeit mit aktivistischen, politischen und communitybezogenen Akteur_innen die aktuellen und konkreten Bedarfe queerer schwangerer Personen im Bereich der Geburtshilfe erfasste und in den politischen Diskurs einbrachte (Salden/Netzwerk Queere Schwangerschaften 2022). Die Frage des ›Gebens‹ und ›Nemens‹ beinhaltete aber auch, mir immer wieder der Grenzen meiner Forschung und meiner Kapazitäten bewusst zu werden und dies kommunizieren zu lernen. Im Forschungsprozess wurde dies insbesondere in den Erhebungsphasen der teilnehmenden Beobachtungen bei dem Aufkommen des Gefühls spürbar, meine Kontaktpersonen damit zu enttäuschen, auf manche ihrer Fragen keine Antworten zu haben oder ihnen in Bezug auf die Herausforderungen auf ihrem Weg, Eltern zu werden, nicht so viel Unterstützung zu geben, wie ich es gewollt hätte (siehe dazu 5.1). Diesen Umstand verstehe ich zum einen als einen Verweis auf die Grenzen meiner Rolle als forschende Person und den Rahmen einer Qualifikationsarbeit, aber auch als einen wichtigen Hinweis auf das Feld und auf den dringenden Bedarf nach Wissen und anderen Ressourcen für werdende trans* und nichtbinäre Eltern.

Damit verbunden stellte die kontinuierliche Reflexion meiner Situiertheit und Positionierung eine »entscheidende wissensbegründende Praktik« (Haraway 1995a: 87) im Forschungsprozess dar. Dies beinhaltete beispielsweise, mich während des Forschungsprozesses als institutionell an einer Universität in Deutschland verankert zu positionieren, meine Vision einer geschlechtergerechten Gesellschaft sichtbar zu machen und meine Positionierung als *weiß* und *abled*, als queer positioniert, sowie ohne Kinder lebend, zu thematisieren. In der Forschungspraxis schlug sich dies unter anderem darin nieder, Aspekte meiner Positionierung im Interviewsetting zu thematisieren und in meinen Interviewaufrufen zu verschriftlichen. Personen fragten mich oft, wie mein persönlicher Bezug zu meinem Forschungsthema ist bzw. wie ich dazu gekommen bin, zu trans* und nichtbinärer Elternschaft zu forschen; eine Frage, die ich nicht zuletzt als ein Vorfühlen verstehe, um herauszufinden, wie »sicher« der Gesprächsraum ist bzw. worauf sich die Interviewten im Gespräch einstellen müssen (vgl. Dionisius 2021b: 80). Daraufhin entgegnete ich meist, dass die Frage nicht mit einem Satz zu beantworten ist. So habe ich im Laufe des Forschungsprozesses immer wieder damit gerungen, als Person zu diesem Thema zu forschen, die in vielfacher Sicht nicht die Erfahrungen gemacht hat, die trans* und nichtbinäre Eltern machen. Dies versuchte ich dann meist in der Antwort auf die gestellte Frage zu thematisieren und gleichzeitig aber auch Verbindungslinien zu nennen, die mich mit dem Gegenstand der Forschung und den Lebenszusammenhängen der Forschungssubjekte verbindet. Dies betrifft neben meiner queeren Positionierung meine jahrelange Beschäftigung mit queeren Perspektiven zu Elternschaft und Reproduktion, mein Bewegen in queerfeministischen Kontexten, sowie ein Gefühl der Verbundenheit und Identifizierung als Verbündete. Utan Schirmer hat passende Worte gefunden, um das Ringen darum, die eigene Positionierung im Forschungsprozess zu beschreiben und als einen »fortlaufende[n] Prozess [benannt], der nicht zu Beginn der Forschung einmal durchlaufen werden kann und dann abgeschlossen ist, sondern sich in jeder Handlung, in jeder Entscheidung, in jedem zu schreibenden Satz neu stellt« (Schirmer 2017: 52); eine Praxis, die sich auch für mich immer wieder im Prozess dieser Forschung gezeigt hat. Auch Joshua M. Ferguson bringt für mich auf den Punkt, wie sich dieser Prozess immer wieder im Sinne eines Ringens und einer Herausforderung bemerkbar gemacht hat:

»Being (self)-reflexive means to tell our own narratives about ›being half in and half out of identities, subject positions and discourses and having the courage to be fluid in a world relentlessly searching for stability and certain-

ty« [...]. How do we frame our research participants [...]? How does my own life experience, queer subjectivity and marginalization inform my choices in seeing and framing queer subjects within my study?» (Ferguson 2013: 8)

Die Bearbeitung dieser Fragen verstehe ich als Teil einer selbstreflexiven und parteilichen Forschungshaltung, die meinen Forschungsprozess begleitet hat. Nicht nur hat sie dazu beigetragen, wie ich mich im Feld bewegt habe, sondern auch wie ich mich im Sinne eines ›diffraktiven‹⁵ Arbeitens, selbst mit-verändert habe (Bath et al. 2013: 7; vgl. Mader 2023: 67).

4.2 Situational Analysis als materialistisch-konstruktivistische Erweiterung der Grounded Theory

Im Folgenden stehen methodologische Gesichtspunkte der durch Adele Clarke begründeten Situational Analysis, eine Variation der Grounded Theory, im Fokus. Die Situational Analysis bezieht sich auf den durch die Grounded Theory hervorgehobenen Ansatz der systematischen und empirisch begründeten, gegenstandsbezogenen Theoriebildung (Strübing 2014: 68). Diese gründet auf der bereits durch Barney Glaser und Anselm Strauss formulierten Kritik an einer positivistisch-funktionalistischen, sowie an den Kriterien vermeintlich ›objektiver‹ Wissenschaft orientierten Sozialforschung. Bereits in den Grundlegungen der Grounded Theory ist demnach eine kritische Distanzierung zu deduktiven Erkenntnismodellen und Forschungsansätzen enthalten, die theoretische Konzepte und wissenschaftlich begründete Denkweisen empirischen Wirklichkeiten ›überstülpen‹. Grounded Theory-Ansätze zielen demgegenüber darauf ab, theoretisch-konzeptionelle Abstraktionen rekursiv

5 Der von Haraway vorgeschlagene und Barad aufgegriffene Begriff der ›Diffraktion‹ (Barad 2007: 71ff., 2013) und die daran anschließende »diffraktive Methodologie« (Barad 2007: 86) bezeichnet ein Verständnis von Wissensproduktion als kritische Praxis, »um einen Unterschied in der Welt zu machen« (Haraway 1997) und umfasst das Bemühen, zu verstehen, welche Differenzen wie und für wen von Bedeutung sind (Barad 2013). Reflexion heißt demnach Verschränkung und nicht nur Spiegelung von Wissen und Feld. So impliziert die ›embodiedness‹ und ›embeddedness‹ wissenschaftlicher Praktiken immer auch einen Werdensprozess, durch den nicht nur Wissen produziert wird, sondern auch, dass Forschende durch den Forschungsprozess auf eine gewisse Weise mit-hervorgebracht werden.

aus dem empirischen Material heraus ›emergieren‹ zu lassen. Insbesondere die späteren Arbeiten von Strauss und Corbin gehen von der pragmatistischen Position aus, bei der ein Verhältnis wechselseitiger Konstitution zwischen dem erkennenden Subjekt und dem »steten Fluss der ›world in the making‹« (ebd.: 69) besteht. Demnach kann die Emergenz empirischen Materials niemals losgelöst von den Forschenden bzw. der Forschungssituation selbst begriffen werden (Corbin/Strauss 2008; Strauss/Corbin 2010).

Wissenschaftler_innen der sogenannten ›zweiten Generation‹ der Grounded Theory, darunter auch Adele Clarke, setzen methodologisch auf das Argument einer wechselseitigen Verwiesenheit von Theorie und methodischer Praxis und dekonstruieren damit »das trügerische Ideal eines instrumentalistischen Begriffs von Methoden als neutralen Werkzeugen« (Strübing 2014: 111).⁶ Bezugnehmend auf Ansätze des sogenannten ›postmodern turn‹ sowie der feministischen und post- bzw. dekolonialen Theorieentwicklungen hat sich die zweite Generation der Grounded Theory kritisch mit den positivistischen Wurzeln der (früheren) Grounded Theory auseinandergesetzt. Ziel dabei war, die epistemologischen, philosophischen und ethischen Grundlagen der Grounded Theory-Methodologie einer kritischen Evaluation und Weiterentwicklung zu unterziehen (Breuer et al. 2018; vgl. Charmaz 2006; Clarke 2005). Dabei wurde Theorie und Methode als etwas untrennbar aufeinander Verweisendes verstanden, wodurch diese zu etwas Verbundenem avancieren, das »unhintergebar in die Konstruktion der zu erforschenden Realität verstrickt ist« (Strübing 2014: 102). So hat die feministische Interaktionistin Susan Leigh Star (1989) mit dem Konzept der ›theory/methods packages‹ akzentuiert, wie Aspekte von Ontologie, Epistemologie und Praxis integral zueinander stehen und damit als ko-konstitutiv zu verstehen sind (vgl. Clarke 2019). Die Grounded Theory anschließend daran als ein ›theory/methods package‹ zu verstehen, verweist auf die Notwendigkeit, epistemologische und ontologische Annahmen sowie Aspekte der Forschungspraxis selbst zu explizieren. Diesem Ansatz ist ein konstruktivistisches Verständnis von Wissensproduktion inhärent, das empirische Forschung als beteiligt an der

6 Auch Kathy Charmaz schließt sich einer kritischen Weiterentwicklung der Grounded Theory an. In ihrem Werk »Constructing Grounded Theory« (2006) bezieht sich Charmaz vor allem auf die epistemologische Position des Sozialkonstruktivismus und betont die Notwendigkeit, die Rolle der Forschenden im Forschungsprozess bei der analytischen Arbeit wie auch bei der Materialproduktion explizit zu berücksichtigen.

Konstruktion von Erkenntnisobjekten und Bedeutungen versteht (vgl. Breuer et al. 2018; Clarke et al. 2018: 24; Clarke/Star 2008).

Die Weiterentwicklung der Grounded Theory »around the postmodern turn« (Clarke 2005: 1), bearbeitet insbesondere Aspekte der Situiertheit von Praktiken der Wissensproduktion, inklusive der reflexiven Verortungen von Forschenden und fragt, wie (sozial-)wissenschaftliche Methodologien der Komplexität und Kontingenz empirischer Realitäten gerecht werden können. Damit verbunden sind dezidiert Ansätze sozialer Gerechtigkeit, die sich für die Erforschung von Differenzen und Komplexitäten und gegen Prozesse der Vereinfachung und Veränderung wenden (Clarke et al. 2018: 358f.). Die von Adele Clarke begründete und immer wieder weiterentwickelte Situational Analysis setzt daran an und widmet sich den damit verbundenen methodologischen Fragen, Herausforderungen und Ansprüchen.

4.2.1 Zur ›Situation‹

Ausgangspunkt der situationsanalytisch orientierten methodologischen Akzentverschiebung der Grounded Theory ist das durch Clarke entwickelte Verständnis der ›Situation‹. Bereits in den frühen Werken von Glaser und Strauss findet sich der Ansatz, der für Clarkes Verständnis der Situation zentral ist, wonach es zu berücksichtigen gilt, »that structure and process are related more complexly (and more interestingly) than is commonly conceived« (Glaser/Strauss 1967: 242). Daran anschließend ist die im Zentrum der Grounded Theory stehende »action« wichtigerweise im Sinne einer »situated activity« zu begreifen und entsprechend empirisch zu untersuchen (Clarke et al. 2018: 43). In der Weiterentwicklung der Grounded Theory durch Clarke et al. wird dieser Aspekt zum Ausgangspunkt der Situational Analysis herangezogen, wodurch die breit und umfassend betrachtete Situation in den Vordergrund rückt und dabei selbst zur Schlüsselgröße der Untersuchung wird (Keller/Clarke 2011: 118).

Clarkes Weiterentwicklung knüpft, wie bereits erwähnt, an die späteren Arbeiten von Strauss und Corbin und ihrem Ansatz an, soziale Prozesse unter einer verstärkten Aufmerksamkeit für deren Gegebenheiten (conditions) in den Blick zu rücken (Clarke et al. 2018: 43).⁷ Dennoch bleibt Strauss und

7 Zentral für Clarkes Ansatz ist dabei der durch Strauss betonte und bereits für die Chicago School zentrale ›Social Worlds‹-Ansatz (1978) sowie der von Strauss und Corbin formulierte methodologische Ansatz der ›conditional matrices‹ (Strauss/Corbin 1990).

Corbins Ansatz, so Clarke, hinter dem Anspruch der interpretativen und post-strukturalistischen ›turns‹ zurück, die darauf abzielen, die komplexen Verworfenheiten und relationalen Verhältnisse des zu untersuchenden Phänomens systematisch zu erheben und empirisch zu spezifizieren (ebd.: 45). Demgegenüber werden die breiteren Bedingungen im Rahmen von Clarks Verständnis der Situation als Bestandteil des zu untersuchenden Phänomens selbst – *der Situation als Ganzes* – verstanden. Einem poststrukturalistisch und interpretativ geprägten Interaktionismus folgend, unterscheidet Clarke also nicht zwingend zwischen »causal, intervening, and contextual conditions« (Strauss/Corbin 1990: 100), sondern versteht stattdessen Relationen in einem multiplen und sich gegenseitig bedingenden, also ko-konstitutiven Sinne (Clarke et al. 2018: 46). In dieser Akzentverschiebung wird der in der Grounded Theory auf soziale Prozesse fokussierte Gegenstand der Forschung in der breiteren Situation ›regrounded‹:

»The conditional elements of the situation need to be specified in the analysis of the situation itself as *they are constitutive of it*, not merely surrounding it or framing it or contextualizing it, or contributing to it. *They are it.*« (Ebd., Hervorh. i. Orig.)

Die durch Clarke entwickelte Situational Analysis zeichnet sich demnach zentralerweise dadurch aus, den breit gefassten gesellschaftlichen Kontext explizit als konstitutiv für das zu untersuchende Phänomen zu begreifen. (Schlüssel-)Elemente, die eine Situation ausmachen, werden dabei in ihrer intraaktiven (vgl. Barad 2003a) Beziehungsförmigkeit bzw. als ›Entanglements‹ in den Blick gerückt (Clarke et al. 2018: 41, 94). Grundlegend inhärent ist diesem Ansatz die poststrukturalistische Annahme, »that everything in the situation both affects and co-constitutes most everything else in the situation in some way(s). Everything actually in the situation, or understood to be so, conditions the possibilities of action, constitutes ›the conditions of possibility‹« (ebd.: 46f.). So können etwa menschliche und nicht-menschliche Akteur_innen, Dinge, Diskurse und Praktiken, Machtformationen, Symbole, Organisationen und Institutionen präsent sein und sich gegenseitig bedingen. Für die Situational Analysis impliziert dies, der breiteren Situation als

Jene Ansätze lieferten systematische Wege, um die wesentlichen strukturellen Bedingungen des zu untersuchenden Phänomens hervorzuheben.

solche in der Konstituierung sozialen Handelns und dessen Möglichkeitsbedingungen, sowie den dafür relevanten Relationalitäten Aufmerksamkeit zu widmen und im Sinne eines »verbreiterten Zugriffs« auf empirische Phänomene nutzbar zu machen (Strübing 2014: 111). Dabei ist entscheidend, die Elemente, die eine im Clarke'schen Sinne verstandene Situation ausmachen, empirisch zu spezifizieren und in Hinblick auf Heterogenität, Relationalität und Fluidität hin zu analysieren, welches ich im folgenden Abschnitt näher ausführe.

4.2.2 Zur methodologischen Berücksichtigung von Komplexität und Relationalität

Die Methodologie der Situational Analysis richtet sich gegen Aspekte der Vereinfachung gesellschaftlicher Realitäten im Rahmen sozialwissenschaftlicher Forschung und zeichnet sich durch die ausgeprägte Hinwendung zur Sichtbarmachung von Differenzen, Relationalitäten und Diversitäten aus (Clarke/Keller 2014: 6). Ein wichtiger Aspekt ist dabei zunächst die empirische Berücksichtigung von Multiperspektivität, die im Gegensatz zur Reproduktion eines hegemonialen Beobachter_innenstandpunkts angestrebt wird (Strübing 2014: 115). Wie bereits in Bezug auf die Situiertheit von Wissensproduktionen ausgeführt (vgl. 4.1.1), verfolgen feministische, queertheoretische und postkoloniale Epistemologien ebenso wie die Entwicklungen der interpretativen, reflexiven und poststrukturalistischen »turns« sozialwissenschaftlicher Forschung eine Kritik an der Reproduktion universalisierender und damit vereinfachender und potenziell essentialisierender Annahmen. Daran anschließend betonen Clarke et al. die Situiertheit und Kontingenz generierter empirischer Daten und Repräsentationen (vgl. Charmaz 2017: 40; Clarke et al. 2018: 10, 70). Das bedeutet, vermeintlich selbstverständliche Annahmen, Positionen und Sichtweisen als hegemoniale Standpunkte zu verstehen, die immer mit der konkreten Forschungssituation verbunden sind und stets andere Perspektiven ausschließen oder unsichtbar machen. In Einklang mit den Reflexionen zu Situiertheit und Reflexivität der zweiten Generation der Grounded Theory bedeutet dies, sich als Forschende vom »all-knowing analyst« zum »acknowledged participant« (Clarke et al. 2018: 13) zu repositionieren. Damit geht ein relationales Verständnis von wissenschaftlichen Methoden einher, welche nicht schlicht die Welt einfangen, sondern vielmehr in ihrer Vielfalt auch mitgestalten (Charmaz 2017: 39; vgl. auch Coleman/Ringrose 2013: 6). Multiperspektivität bezieht sich im Kontext von Situational Analysis demnach zum

einen auf die Situiertheit von Wissensproduktion und begreift Forschende in ihrer ›embodied-‹ und ›embeddedness‹ notwendigerweise als Teil der zu untersuchenden Situation (Clarke et al. 2018: 42). Zum anderen bedeutet Multiperspektivität, empirische Vielfalt zu berücksichtigen. Methodologisch impliziert dies, sich gegen die alleinige Konzentration auf Gemeinsamkeiten zu wenden und stattdessen auch Abweichungen in den Blick zu nehmen (Clarke et al. 2015: 20). Clarke, Friese und Washburn betonen dabei die Bedeutung der expliziten Hinwendung zu marginalisierten Erfahrungen und Perspektiven als einen entscheidenden Ausgangspunkt, um ›geglätteten‹ Analysen von Gesellschaft zu entgegnen und die tatsächliche Komplexität – samt ihrer Vielseitigkeiten, Heterogenitäten und Ambivalenzen – zu berücksichtigen. So liefern Perspektiven, die an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden, wichtige Hinweise auf gesellschaftliche Dynamiken der Herstellung von Ungleichheit und damit auf Machtverhältnisse. Dadurch geraten Elemente in den Blick, die in geglätteten Erzählungen und Analysen schlicht als ›nicht relevant‹ außen vor bleiben.⁸ Die Methodologie der Situational Analysis setzt vor diesem Hintergrund darauf, möglichst *alle* in der Situation relevanten Positionen und Stimmen analytisch in Betracht zu ziehen. Dabei geht es insbesondere auch darum, das, was sich an den ›Rändern‹ der Situation befindet einzufangen (Ferguson 2013: 6). Clarke et al. betonen dabei, dass es gerade die Grenzen sind, die die Zentren bzw. das Dominante bilden und daher von zentraler Bedeutung sind, um (mitunter stillschweigende) Machthierarchien zu hinterfragen und sichtbar zu machen bzw. diese zu stören oder zu verschieben (Clarke et al. 2015: 20f.).

»[I]n narrowly focusing on what is construed as ›the normal‹, the broader situation in which the phenomenon has been historically and otherwise located recedes to the point of invisibility. Methodologically, these arguments have rarely been heard or rendered consequential. SA is one remedy.« (Clarke et al. 2018: 52)

In der Hinwendung zu multiplen und insbesondere marginalisierten Positionen zielt die Methodologie der Situational Analysis darauf, die Reproduktion

8 Damit bietet die Situationsanalyse, so Clarke et al., eine Brücke, um feministische, post- und dekoloniale, postmigrantische, antirassistische und verwandte Wissensproduktionen anzuschließen (Clarke et al. 2018; Gauditz et al. 2023).

von Normalitäten bzw. normativen Sicht- und Sagbarkeiten zu vermeiden sowie darauf, ko-konstitutive Ausschlüsse und unsichtbar Gemachtes empirisch einzuholen. Als einen Bestandteil dessen betonen Clarke et al. den Einbezug impliziter oder stummer Elemente der Situation, bzw. von »positions not taken«, also Orte des Schweigens im Diskurs (Clarke 2012: 94).

Ebenfalls im Sinne einer Kritik an Vereinfachungen sozialer Realitäten vollziehen Clarke, Friese und Washburn (2018) einen Shift hin zu einer stärkeren Beachtung von Ambivalenzen und Widersprüchen. Im Einklang mit der poststrukturalistischen und interpretativen Kritik an Simplifizierungen und Universalisierungen, liegt dem die Annahme zugrunde, dass nicht zuletzt Ambivalenzen und Widersprüche auf die Verhandlung von sozialen Realitäten verweisen – was verborgen bleiben kann, wenn »the mess of actual situations« (ebd.: 13; vgl. Law 2007) ausgeblendet oder vereinfacht wird. Dies resoniert mit Clarks Betonung des Potenzials, sich der partiellen, komplexen sowie auch veränderlichen und instabilen Natur der empirischen Welt und ihrer Konstruiertheit hinzuwenden (Clarke 2005: xxix). So sind Situationen nach Clarke niemals starr oder mit stabilen Grenzen versehen, sondern bewegen sich. Gerade die »Postmodernisierung des Sozialen« (ebd.), insbesondere durch Strauss und dessen Konzeptualisierung von Sozialen Welten und Arenen, ermögliche ein Verständnis der fluiden Aushandlung von sozialen Realitäten und Grenzen (Clarke et al. 2018: 118). Jene, im Clarke'schen Sinne verstandene Beweglichkeit von Situationen und Relationen verweist darauf, dass die Dinge immer auch anders sein können (Clarke 2005: xxix). Daran anschließend impliziert die Hinwendung zur Komplexität, Multiperspektivität und Beweglichkeit von Situationen ein explizit machtanalytisches bzw. machtkritisches Vorgehen, das durch ethische und gerechtigkeitsbezogene Perspektiven geprägt ist:

»To generate more equitable social policies that can take differences and complexities into account – human and nonhuman [...] – we need stronger social science methodologies that address relationalities.« (Clarke/Keller 2014: 6)

Zentralerweise geht es bei Clarks Erweiterung der Grounded Theory darum, Normativität mit Relationalität zu ersetzen (Clarke 2015: 137, vgl. 4.2.1). Dies umfasst zum einen, die Beziehungen von Entitäten auf unterschiedlichen Ebenen zu untersuchen, anstatt von der Trennung von Mikro-, Meso- und Makroebenen sozialer Organisierung auszugehen (Friese et al. 2022: 103). Zum ande-

ren verzichtet die Situational Analysis auf einen (zu) engen Fokus auf die Zeit- und Örtlichkeit einzelner Interaktionen, um die historischen Umstände, wie auch die Rolle des Diskursiven in der Gestaltung sozialer Welten zu berücksichtigen (Offenberger 2023: 91). Der analytische Fokus auf Komplexität und Relationalität ist demgegenüber nicht zuletzt mit dem Ziel verbunden, Essentialisierungen in ihrem Herstellungscharakter wie auch ihrer Kontingenz empirisch zu fassen (Clarke 2022: 60; vgl. auch Fox/Alldred 2017: 152).

4.2.3 »The social is relentlessly material«: Zur Bedeutung von Dingen, Materialitäten und des Nicht-Menschlichen

Eine wichtige Grundlage der situationsanalytischen Erweiterung der Grounded Theory nach Clarke liegt in der Hinwendung zu einer mehr als nur menschlichen Welt, sowie zur Materialität sozialer Realitäten. Clarke bezieht sich auf die Annahme des interaktionistischen Konstruktivismus, »daß die ›Welten‹, die für menschliche Wesen und ihre Gruppen existieren, aus ›Objekten‹ zusammengesetzt sind, und daß diese Objekte das Ergebnis von symbolischer Interaktion sind« (Keller/Clarke 2011: 117). Bereits auf einer ganz grundlegenden Ebene spielt die Bedeutung von materiellen Dingen im Sozialen eine Rolle, sei dies in Bezug darauf, ob Menschen über Dinge wie Nahrung, Wohnräume oder fließendes Wasser verfügen oder nicht, oder ob Artefakte wie Handys, Internetanschlüsse oder Gewehre Bestandteile des täglichen Lebens darstellen. In Kontrast zu sozialwissenschaftlichen Ansätzen, die das Soziale als Gegenstand der Forschung von Aspekten des Materiellen trennen, verlangt die Situational Analysis danach, auch materielle Aspekte als Bestandteile der Situation zu berücksichtigen und in ihrer Relationalität zu anderen Elementen zu untersuchen (Clarke et al. 2015: 21).

So unterstreicht Clarke, dass nicht nur menschliche Akteur_innen von Bedeutung für die Analyse von Situationen und den Möglichkeitsbedingungen sozialen Lebens sind (ebd.) und unterstreicht, dass materielle und soziale Elemente eine gewisse Sozialität ›teilen‹ (Clarke et al. 2018: 26):

»We routinely make meaning about, within, through, and as embodied parts of the material world – human, nonhuman, and hybrid. The social is relentlessly material« (Clarke et al. 2018: 26).

Die Situational Analysis bietet damit »einen spezifischen und entschiedenen materialistischen Konstruktivismus«, der ausdrücklich die Berücksichtigung

materieller und nicht-menschlicher Aspekte als Bestandteile der zu untersuchenden Situation betont (Keller/Clarke 2011: 117).⁹ Insofern kann die Situational Analysis im Sinne einer anerkennenden Erweiterung sozialkonstruktivistischer Ansätze verstanden werden, die die Grenzen zwischen dem Sozialen und dem Materiellen bzw. dem Menschlichen und Nicht-Menschlichen überschreitet (vgl. Scheich/Wagels 2011: 9). Damit geht das Potenzial einher, eine kritische Abgrenzung zu linearen Kausalmodellen und anthropozentrischen Konzepten sozialen Handelns vorzunehmen, um so »die tatsächliche Komplexität sozialer Prozesse und die Vielfalt der Perspektiven, in denen sie realisiert werden können, theoretisch und empirisch zu erfassen« (Strübing 2014: 101).

4.3 Forschungsvorgehen

Wie sich die Erkenntnis der Situiertheit von Wissensproduktionen, die Ansprüche reflexiver und solidarischer Forschung, sowie die methodologischen Grundannahmen der Situational Analysis in der konkreten Praxis meiner Forschung niederschlagen, steht in den folgenden Ausführungen im Fokus. Ausgehend von dem meiner Forschung zugrundeliegenden abduktiven Vorgehen (4.3.1), wende ich mich der Frage meines Zugangs zum ›Feld‹ zu (4.3.2), um daran anschließend schließlich genauer auf meine Materialerhebungs- und Auswertungsmethoden einzugehen (4.3.3).

4.3.1 Abduktives Vorgehen

Abduktion bezeichnet einen zirkulären Forschungsprozess des Hin- und Herbewegens zwischen dem empirischen Material und abstrakteren Konzepten (Clarke et al. 2018: 27).¹⁰ In dem Streben danach, das empirische Material auf

9 Die ausdrückliche Aufnahme des Nicht-Menschlichen ist auch mit der postanthropozentrischen Infragestellung der Idee verbunden, dass nur Menschen ›wirklich‹ oder ›am meisten‹ zählen. Insbesondere dank der Arbeiten von Donna Haraway (1991a, 2008; 2016) kann die darin unterstellte Trennung zwischen Menschlichem und Nicht-Menschlichem zurückgewiesen werden. So »hören [wir] ja nicht an unseren Häuten auf«, sondern existieren laut Haraway in Beziehungen bzw. in einer Art Ko-Konstitution mit allen Arten von Dingen; lebendigen, wie auch nicht-lebendigen (Keller/Clarke 2011: 117).

10 Ein abduktives Vorgehen zeichnet nicht alle Grounded Theory-Ansätze aus, sondern insbesondere die späteren Werke von Strauss (u.a. in Zusammenarbeit mit Juliet Cor-

theoretische Weise zu fassen, zeichnet sich ein abduktives Vorgehen durch eine wiederholend-prozesshafte Entwicklung, Verwerfung und Verfeinerung von Konzepten in Bezug auf das jeweilige Phänomen aus (Clarke et al. 2018: 28). Zentral ist hierbei die Offenheit gegenüber Momenten, in denen das empirische Material die aktuelle Theoriebildung in Frage stellt oder nicht mit ihr übereinstimmt. Entsprechend der Strauss'schen Grounded Theory liegen darin die Schritte des ›theoretischen Samplings‹ begründet, also der Suche nach weiteren Datenquellen, die zur Weiterentwicklung der Theorie beitragen (ebd.). Im theoretischen Sampling wird auf Basis der Analyse der erhobenen Daten schrittweise entschieden, welche Aspekte bzw. Fälle als nächstes oder im Laufe der Zeit untersucht werden. Konturen des Forschungsthemas kristallisieren sich so zunehmend heraus, wodurch sich die analytische Perspektive präzisiert und Konzepte differenziert, modifiziert, gefestigt oder verworfen werden können. Das theoretische Sampling stellt darüber hinaus ein »Mittel zur Sicherung von Konsistenz und Reichhaltigkeit der zu entwickelnden Theorien« sowie eine qualitätssichernde Strategie dar (Strübing 2014: 85). Daran anschließend sind die Schritte der Erhebung und Analyse im Forschungsprozess nicht strikt voneinander getrennt, sondern sind in einem kreativ-dialogischen Verhältnis miteinander verbunden (Wagels 2013). Dieses Vorgehen erlaubt es, aus dem jeweiligen Forschungsfeld heraus relevante Kontraste, Widersprüche und Überraschungen in die Theoriebildung einzubeziehen und damit auch das empirische Forschungsinteresse immer wieder neu herauszufordern. Annahmen, mit denen die forschende Person ins Feld gegangen ist, können entsprechend empirisch begründet bearbeitet und erweitert werden, um so eine rekursive Arbeit an normativen Denkweisen, hegemonialen Annahmen und theoretischen Konzepten vorzunehmen (ebd.: 95). Abduktives Vorgehen beinhaltet in diesem Sinne auch »imaginative thinking work«, das durch das Zulassen von Zweifeln sowie das Aushalten von Ambiguität und Uneindeutigkeit notwendigerweise Teil des Analyse- und (Ver-)Lernprozesses ist (Clarke et al. 2018: 31). Dabei ist es entsprechend der Grundlegungen durch die Grounded Theory unerlässlich, ebendiese rekursive Arbeit mit (Vor-)Annahmen, Konzepten und Theoretisierungen nicht ›abseits‹

bin), die sich vom Glaser'schen induktiv geprägten Ansatz unterscheiden. Abduktive Ansätze sind darüber hinaus in den Weiterentwicklungen der zweiten Generation der Grounded Theory vertreten, etwa durch die Arbeiten von Charmaz (2006) und Clarke (2005; Clarke et al. 2018).

des empirischen Materials, sondern in enger Verbundenheit damit vorzunehmen. Clarke et al. betonen die Notwendigkeit, »to be wary of theorizing beyond the data, because analytic ideas can be seductive and blind us to contradictions in the data« (ebd.: 30). Ein abduktives Vorgehen ermöglicht es entsprechend, jenseits des Gewussten und über das Material hinaus zu gehen, um analytische Schritte anschließend wieder »suchend« im empirischen Material zu gründen (Clarke et al. 2018: 28f.). Dies fördert einerseits eine »thick analysis« (Fosket 2015: 196; vgl. Strübing 2014: 51), erfordert dabei aber gleichzeitig auch eine Offenheit von Seiten der Forschenden, den vorläufigen Charakter jedweder Theorie anzuerkennen und kontinuierlich neues empirisches Material in die Analyse einzubinden (Clarke et al. 2018: 31). Ein solcher abduktiver Forschungsansatz beinhaltet zentralerweise die Berücksichtigung der Forschenden als aktive Partizipierende in der Forschung, sowie die Feststellung, dass ein striktes induktives Vorgehen, wie es etwa Glaser vertrat, die analytische Arbeit unsichtbar macht. Dies ist laut Clarke et al. ein zentraler Punkt in der Anerkennung der Situiertheit von Wissensproduktion und der Verantwortung von Forschenden im Forschungsprozess:

»[W]e all come to our research with some prior ideas about it based on a range of experiences, usually including reading social theory and the substantive literature. To us such prior knowledge, perspective, and experiences should not be denied but instead examined through the lenses of abduction and reflexivity.« (Ebd.)

4.3.2 Zugang zum »Feld«

In Anlehnung an ethnologische Reflexionen des Feldbegriffs (vgl. Knecht 2013) umfasst das »Forschungsfeld« weniger einen klar eingrenzbaeren oder gar schlicht geografischen Ort, sondern vielmehr etwas, das multiple Akteur_innen und Beziehungen beinhaltet und sich im Verlauf des Forschungsprozesses immer weiter konkretisiert (ebd.: 89). Ein wesentlicher Bestandteil davon sind die Suchbewegungen der Forschenden selbst, die ausgehend von einer spezifischen Positionierung und Situierung vollzogen werden. Neben der jahrelangen wissenschaftlichen wie auch aktivistischen Auseinandersetzung mit feministischen und queeren Perspektiven auf Reproduktivität und Elternschaft waren es nicht zuletzt auch meine eigenen Erfahrungen und meine eigene Verortung in queeren Zusammenhängen, die mir »Einsichten in die zu erforschenden Zusammenhänge gewähr[ten]« (ebd.). In der

Suche nach Interviewpersonen machte ich Aspekte meiner eigenen Positionierung wo immer möglich, transparent. Dabei ging es mir darum, meine queere Perspektive und meine Forschungshaltung als Verbündete sichtbar zu machen (vgl. 4.1.3). So benannte ich in meinem Aufruf, dass ich mich seit einigen Jahren aus queer-feministischer Perspektive mit dem Thema Elternschaft und Kinderwunsch auseinandersetze und mir dabei immer wieder aufgefallen sei, dass Themen rund um Elternschaft, die nicht den normativen Vorstellungen von Cis-Geschlechtlichkeit entsprechen, kaum Beachtung finden. Daran anschließend machte ich mein Forschungsinteresse deutlich und spezifizierte, dass es mir um besondere Herausforderungen, aber auch Möglichkeiten geht, in Deutschland Eltern zu werden, wenn Menschen nicht den normativen Geschlechternormen entsprechen (wollen). Ferner ging ich in meinem Anschreiben auf Anonymisierung und Vertraulichkeit ein. Neben dem Anspruch der Beachtung wissenschaftlicher ethischer Standards ging es mir dabei darum, eine Sensibilität für die von mir erfragten Erfahrungen zu vermitteln. Schließlich bot ich in meinem Anschreiben an, falls erwünscht, eine Kinderbetreuung zu organisieren und zu finanzieren.

Den Interviewaufruf streute ich bundesweit über Mailinglisten, die an der Schnittstelle von trans* und inter* Aktivismus und Wissenschaft verortet sind und schrieb Menschen an, die in trans* Verbänden und NGOs tätig sind bzw. in ihrer Arbeit einen Bezug zum Thema trans* und nichtbinärer Elternschaft haben. Daneben kontaktierte ich Aktivist_innen, die sich für das Thema trans* Elternschaft einsetzen, sowie mehrere Regenbogenfamilienberatungsstellen. Über diesen Weg ergaben sich Kontakte, informelle Gespräche und daran anschließend Interviews, sowohl direkt zu den von mir kontaktierten Personen oder durch deren Weiterleitungen meines Interviewaufrufs.

Ich nahm darüber hinaus Kontakt mit Fachkräften im Bereich der Geburtshilfe auf, die sich explizit in der Betreuung von trans*, queeren und nichtbinären Personen spezialisieren. Über Kontakte aus meinem erweiterten Umfeld entstanden zwei Interviews mit Hebammen, die nur wenig Erfahrung in der geburtshilflichen Betreuung von trans* oder nichtbinären Elternkonstellationen hatten, was ich als wertvolle Ergänzung zu den Interviews mit den Hebammen verstand, die sich auf die Begleitung von queeren Personen spezialisierten. Über einen persönlichen Kontakt wurde ich mit einer Doula¹¹ vernetzt, die

11 Doulas sind nicht-medizinische Unterstützende, die vor, während und nach der Geburt sowie bei Schwangerschaftsabbrüchen und Fragen zu Familienplanung emotional und körperlich zur Seite stehen und mit Informationen Support leisten. Doula-Leistungen

sich ebenfalls zu einem Interview mit mir bereit erklärte. Bei zwei Personen, die sich für Interviews zu ihren persönlichen Erfahrungen des Elternwerdens an mich gewendet hatten, entstand die Möglichkeit, sie zu einem Rechtsberatungstermin und einem Termin in einer gynäkologischen Praxis zu begleiten (mehr dazu in 4.3.2.3). Alle Kontaktpersonen, auch jene, mit denen ich bereits ein Interview geführt hatte, bat ich, meinen Aufruf an potenziell Interessierte weiterzuleiten. So entstanden neben den angeschriebenen Personen und den Kontakten von Bekannten aus meinem erweiterten Umfeld zusätzliche Kontakte.

4.3.3 Materialerhebung und -auswertung

Wie sich aus den Grundlegungen der Situational Analysis als Variante der Grounded Theory und dem in 4.3.1 skizzierten abduktiven Vorgehen ableitet, fanden Schritte der Materialerhebung und -auswertung in einem abwechselnden und wechselwirkenden Prozess statt. Das bedeutet, dass die Erhebung des empirischen Materials von Anfang an mit einer analytischen Auseinandersetzung einherging. Welche konkreten Materialerhebungs- und Auswertungsschritte ich für diese Forschung gewählt habe und wie diese in den Forschungsprozess eingegangen sind, steht im Folgenden im Fokus. Dabei gehe ich näher auf die Erhebung des Materials durch Interviews und teilnehmende Beobachtungen ein und erläutere, wie ich konkret das empirische Material analysiert habe.

4.3.3.1 Interviews

Im Mittelpunkt meiner Forschung stehen die mit mir geteilten Erfahrungen von trans* und nichtbinären Personen in Bezug auf Elternwerden sowie jene weiterer Akteur_innen, die aus einer fachlichen Perspektive einen Bezug zum Thema haben. Um in deren situierte Welten, Perspektiven und Erfahrungen ›einzutauchen‹ wählte ich Interviews als ein geeignetes Mittel (vgl. Charmaz 2014: 42). Zwölf Personen erzählten mir in Einzelinterviews von ihren persönlichen Erfahrungen in Hinblick auf Elternwerden.¹² Für diese Interviews wähl-

ergänzen i.d.R. die Arbeit von Hebammen und Ärzt_innen und werden in Deutschland nicht von den Krankenkassen finanziert.

- 12 Bei zwei Interviews waren die jeweiligen Partner_innen der kontaktierten Personen anwesend, wobei in einem der Fälle zudem ein Kleinkind dabei war. Eines dieser Interviews nahm durch diesen Umstand den Charakter eines Paarinterviews an, was einen Einblick in die familiäre bzw. paarspezifische Dynamik ermöglichte. Für das ande-

te ich ein offenes, aber fokussiertes narratives Interviewverfahren. So wurde das Erzählen in den Interviews mit Personen, die mit mir ihre persönlichen Erfahrungen und ihr Tun in Bezug auf Elternwerden teilten, durch eine möglichst offene thematisch fokussierte Erzählaufforderung angeregt. Dabei bat ich durch meine Einstiegsfrage um eine Erzählung von allem, was ihnen in Bezug auf ihre Erfahrung rund um Elternwerden relevant erscheint und betonte, dass das, was für sie wichtig oder interessant ist, auch mich interessiert.¹³ Mit der offenen Erzählaufforderung (Helfferich 2011: 102f.) nach den Erfahrungen und dem Tun der Interviewpartner_innen ging es mir darum, alltägliche Navigationen, Kämpfe und (Um-)Wege der Umsetzung eines Kinderwunsches zu rekonstruieren. Ich betonte zu Beginn des Interviews, dass die Interviewten selbst entscheiden können, was sie erzählen möchten und was nicht und dass ich nur Nachfragen zu Themen stellen werde, die sie selbst schon angesprochen hatten. Es war mir wichtig, hiermit den Interviewpartner_innen Selbstbestimmung zu ermöglichen; sowohl in Hinblick darauf, dass sie selbst Relevanzsetzungen vornehmen, als auch dahingehend, welche möglicherweise belastenden Erfahrungen sie mit mir teilen und welche nicht. Damit ging es mir darum, mich von dem historischen Kontext exotisierender, pathologisierender und aneignender Forschungsansätze abzugrenzen und möglicherweise grenzüberschreitende Fragen im Namen meines Forschungsinteresses zu vermeiden. Neben der offenen Einstiegsfrage leitete ich meine Nachfragen von bereits angesprochenen Themen ab und bat meine Gesprächspartner_innen, Aspekte zu vertiefen oder Verknüpfungen herzustellen (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008: 140). Selten kam es vor, dass ich mit einer Nachfrage den Fokus auf das Thema des Interviews zurücklenken musste. Bei fast allen Interviewpartner_innen gelang es, nach der Klärung der Intention und des Ablaufs des Interviews durch die Einstiegsfrage eine Erzählung zu generieren, die für längere Zeit ohne mein Nachhaken anhielt. Nur bei einem Interview kam kein länger anhaltender Erzählfluss zustande, weshalb ich immer wieder Fragen stellte, um das Gespräch aufrechtzuerhalten (Helfferich 2011: 104). Bei den anderen

re Setting, in dem der Partner der kontaktierten Person anwesend war, einigten wir uns spontan darauf, zwei hintereinanderfolgende Interviews zu führen. Bei diesen Interviews war jeweils der Partner im Raum anwesend und kommentierte hin und wieder die Erzählung des Anderen.

- 13 Zudem bat ich meine Interviewpartner_innen, mir von ihrer Erfahrung zum Thema Elternwerden ab dem Zeitpunkt zu erzählen, an dem das Thema für sie zum ersten Mal bedeutsam geworden ist.

Interviews, bei denen ich Nachfragen stellte, die sich auf eine Vertiefung von bereits Gesagtem bezogen, folgten längere Erzählphasen.

Darüber hinaus interviewte ich acht Personen, die ich in Hinblick auf ihren fachlichen Bezug zum Thema befragte. Dafür wählte ich ein offenes Leitfadenterviewverfahren in Anlehnung an das ›Expert_innen‹-Interview (Pfadenhauer 2002).¹⁴ Den Leitfaden passte ich für jedes Interview leicht an die jeweilige berufliche Situation der Interviewten an, behielt dabei aber die Fragen möglichst ähnlich zu denen der anderen ›Expert_innen‹-Interviews. Mit diesem Verfahren wurden Einzelinterviews mit zwei Beratungspersonen, zwei Hebammen, einer Doula, sowie ein Gruppeninterview mit drei Hebammen, die Teil eines Hebammenkollektivs sind, geführt. In diesen Interviews ging es mir darum, Hintergrund- und Praxiswissen bezogen auf Elternwerdensprozesse von trans* und nichtbinären Personen ausgehend von der jeweiligen Arbeitstätigkeit der interviewten Personen einzuholen und zu erkunden, wie sie das Feld mitgestalten. Durch die Ergänzung der persönlichen Erzählungen mit jenen berufsbezogenen Einsichten erhoffte ich, eine möglichst große Varianz von Perspektiven auf das Thema sowie einen möglichst ›dichten‹ Blick auf die Situation zu gewinnen. Dies erwies sich als produktiv und ich merkte im Laufe des Forschungsprozesses, wie die Perspektiven von unterschiedlichen Fachkräften unterschiedliche Akzentsetzungen und einen umfassenderen Einblick in die Situation, mit der werdende trans* und nichtbinäre Eltern konfrontiert sind, eröffneten. Durch die Interviews mit den Fachkräften nahm ich zudem stets ein besonderes Interesse an Austausch und den Ergebnissen meiner Forschung wahr. Daran zeigte sich für mich die Bedeutung von Vernetzung sowie ein Informationsbedarf in Bezug auf das Thema trans* Elternschaft in den

14 In den ›Expert_innen‹-Interviews habe ich in Anschluss an Pfadenhauer Personen befragt, die durch ihre berufliche Tätigkeit über einen besonderen sozialen Wissensvorrat zum Thema trans* Elternschaft verfügen. Dies umfasst nach Pfadenhauer, über Deutungswissen zu verfügen und Problemursachen sowie Lösungsprinzipien zu kennen und ein spezifisches Praxiswissen zu haben, das im je spezifischen Feld wirksam wird (Pfadenhauer 2002: 115f.). Mit der Wahl der Methode des ›Expert_innen‹-Interviews geht keine Hierarchisierung gegenüber den interviewten werdenden Eltern einher, sondern im Gegenteil, verstehe ich diese als ergänzende Perspektiven zu den im Zentrum stehenden Erfahrungen von werdenden trans* Eltern. Für eine kritische Reflexion des Expert_innenbegriffs in der Sozialforschung in Anschluss an Meuser und Nagel (1994) siehe Pfadenhauer (2002) sowie in Hinblick auf trans*- und inter*-Themen siehe Scheunemann (2018).

jeweiligen fachspezifischen Bereichen. In manchen Fällen wurden Literatur- oder Veranstaltungstipps im Anschluss an die Interviews geteilt.

Die Interviews dauerten insgesamt von 01 Std. 05 Min. bis 02 Std. 22 Min. an. Sofern ich den Eindruck bekam, dass die Aufmerksamkeit oder Energie der interviewten Personen (bzw. bei mir selbst) nachließ, leitete ich zwei abschließende Fragen ein. Dabei bat ich die Interviewten zum einen, auf noch nicht angesprochene aber ihnen wichtige Punkte einzugehen und zum anderen mir davon zu erzählen, wie sie sich eine bessere Gesellschaft für trans* und nichtbinäre Eltern vorstellen und was sie sich bezogen auf das Thema im Allgemeinen wünschen. Mit dieser letzten Frage zielte ich darauf ab, die situierten Perspektiven und Analysen in Hinblick auf Potenziale gesellschaftlicher Veränderungen einzuholen und einen abschließenden Gegenimpuls zu möglichen belastenden Inhalten des Interviews anzustoßen.

Ein Interview fand aufgrund der geografischen Distanz, sowie zwei aufgrund pandemiebedingter Umstände, online statt. Für alle anderen Interviews reiste ich an unterschiedliche Orte in Deutschland und traf die Interviewpartner_innen in ihrem Zuhause¹⁵ oder in den Räumlichkeiten ihres Arbeitsortes. Einmal fand ein Interview in einem Café statt und zwei Mal in einem Büroraum. Grundsätzlich ließ ich die Interviewpartner_innen einen Ort ihrer Wahl vorschlagen, um zu gewährleisten, dass sie sich im Rahmen des Interviews möglichst wohl fühlen, aber auch um zu vermitteln, dass sie selbst Kontrolle über die Interviewsituation besitzen. Ferner wollte ich durch das Angebot, an einen Ort ihrer Wahl zu reisen, aufzeigen, dass ich ihnen entgegenkomme und ihre Teilnahme an meiner Forschung wertschätze.

Nach jedem Interview fertigte ich ein Erinnerungs- und (Selbst-)Beobachtungsprotokoll an, in dem ich meine Eindrücke aus der Interviewsituation und erste Reflexionen festhielt (Emerson et al. 1996; vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008: 63ff.). Alle Interviews wurden vollständig transkribiert, ausgenommen eines Interviews mit einer Hebamme, das nicht transkribiert und eines, das nur teilweise transkribiert wurde. Ausgenommen von zwei Interviews habe ich selbst alle Transkriptionen vorgenommen. In den Fällen, in denen die Transkription von einer anderen Person getätigt wurde, habe ich dies im Vorfeld des Interviews bekannt gegeben und die Einverständniserklärung

15 Einmal wurde die Einladung für das Interview in das Zuhause der Interviewperson mit der Mobilitätseinschränkung durch das Schwangersein begründet und einmal, um keine Kinderbetreuung organisieren zu müssen.

entsprechend angepasst. Beim transkribieren markierte ich direkt jene Stellen, die mir als besonders wichtig oder interessant auffielen und fertigte erste Memos an.

4.3.3.2 Teilnehmende Beobachtungen

Neben den Interviews wählte ich die teilnehmende Beobachtung als weiteres wichtiges Instrument zur Erhebung empirischen Materials. Die Ethnografie zählt als eine auf teilnehmender Beobachtung beruhende detaillierte Beschreibung von Praktiken, Situationen und Beziehungen, die es ermöglicht, hinter den ›common sense‹ gesellschaftlicher Grundannahmen zu blicken und neue Wahrnehmungsweisen zu eröffnen (Knecht 2013: 85).¹⁶ Ethnografische Methoden eignen sich daran anschließend insbesondere dafür, komplexe Prozesse, Beziehungen oder Konflikte in ihrer Prozessualität und Dynamik zu erforschen und dabei unterschiedliches, sich gegenseitig kommentierendes und ergänzendes empirisches Material zu generieren (ebd.; Lather 2007).

Die teilnehmende Beobachtung stellt demnach eine wichtige Ergänzung des durch die Interviews generierten Materials dar. Mir ging es dabei einerseits darum, einen möglichst ›dichten‹ Einblick in die Situation zu gewährleisten (Clarke et al. 2018: 16f.). Andererseits zielte ich darauf, Aspekte einzuholen, die womöglich nicht oder nur schwer auszusprechen sind und daher im Rahmen von Interviewerzählungen bzw. im Diskurs zu trans* Elternschaft eher außen vor bleiben (vgl. Charmaz 2014: 23). Zusätzlich dazu, zielte ich mit der Durchführung teilnehmender Beobachtungen darauf ab, bereits früh im Forschungsprozess ins Feld ›einzutauchen‹, ein Gefühl für die im Fokus stehenden Praktiken des Elternwerdens zu bekommen und meine Perspektive und (verkörperter) Position zu reflektieren.

Entsprechend war ich begeistert, als mir zwei Personen vorschlugen, sie bei einem Rechtsberatungstermin und einem Termin bei einer gynäkologischen Praxis zu begleiten. Wir vereinbarten ein Treffen, um die Einzelheiten meiner Teilnahme, ihre Wünsche und Grenzen, sowie Aspekte der Anonymisierung und ihr Einverständnis zu den in diesem Zusammenhang geplanten Aufzeichnungen zu besprechen. Insgesamt wurden mit diesem Paar neben mehreren informellen Gesprächen zwei teilnehmende Beobachtungen

16 Darunter fallen wichtigerweise auch die mit der westlichen Moderne verbundenen dichotomen Grundannahmen und Kausalitäten, die tief in Wissenschaftsgeschichte, Sprache und Alltagskulturen eingeschrieben sind und die Welt in getrennte Bereiche (Natur/Kultur, Körper/Geist, Subjekt/Objekt) ordnen (Knecht 2013: 85; Law/Mol 2006).

durchgeführt. Zum einen begleitete ich die beiden zu einem Termin in einer gynäkologischen Praxis, bei dem es darum ging, die Möglichkeiten, per Samenspende schwanger zu werden, medizinisch abzuklären. Zum anderen durfte ich zu einem Rechtsberatungstermin bei einer Anwält_in zu Familienrecht mitkommen, bei dem sich das Paar zu ihren Fragen (und Sorgen) zum Thema rechtliche Elternschaft beraten ließen. Beide teilnehmenden Beobachtungen wurden durch geplante Vor- und Nachgespräche, die wir jeweils in nahegelegenen Cafés führten, gerahmt. Bei den Gesprächen, bei denen ich den Eindruck hatte, dass das Aufstellen eines Aufnahmegeräts unser Gespräch nicht stören würde, fragte ich, ob sie mit der Aufnahme und der anschließenden Transkription einverstanden waren. In Momenten, in denen ich das Gefühl hatte, dass die Nachfrage dazu den Moment stören würde, habe ich darauf verzichtet und stattdessen im Nachhinein ein Erinnerungsprotokoll angefertigt. Die informellen Gespräche – mit und ohne Aufnahmegerät – stellten sich als produktive Gelegenheiten heraus, um die Eindrücke, Reflexionen, Umgangsweisen und Aushandlungsprozesse im Anschluss an die jeweiligen Erlebnisse anzustoßen und zu teilen. Darüber hinaus dienten die Vor- und Nachgespräche als Möglichkeit, die Erlebnisse zu verarbeiten und unter anderem als ein Ventil, um die Anspannung im Zusammenhang mit der Rechtsberatung oder dem Besuch der gynäkologischen Praxis abzubauen und zum Beispiel gemeinsam zu lachen (mehr dazu in Kapitel 5.2.3). Damit zusammenhängend waren die teilnehmenden Beobachtungen auch eine Möglichkeit, Affekten, die mit Praktiken des Elternwerdens und den damit verbundenen Hoffnungen, Freuden und Ängsten verbunden sind, nachzuspüren, wobei insbesondere auch meine eigenen Emotionen dahingehend bedeutsam waren, um das Feld und meine eigene Verortetheit darin zu reflektieren. Meine Beobachtungen und Wahrnehmungen, sowie meine Gefühle verschriftlichte ich jeweils in Feldnotizen und Selbstbeobachtungsprotokollen und transkribierte die Gespräche zu denen ich eine Audioaufnahme gemacht hatte.

Die teilnehmenden Beobachtungen ermöglichten im Gegensatz zu den Interviews meine Sensibilität nicht nur für Affekte, sondern auch hinsichtlich materieller Aspekte, sowie für Räume und Infrastrukturen anzuregen (vgl. Knecht 2013: 81). Vor allem das Wahrnehmen von Körpern und Körpersprache, räumlich situierten Abläufen sowie dem »enactment of social life« (Law/Urry 2011) ermöglichte es, auf besondere Weise in die Details von Elternwerdensprozessen einzutauchen. Grundsätzlich können jene ethnografisch inspirierten Erkundungen des Feldes im Sinne eines verkörperten, affektiven

und gegenseitigen Prozesses verstanden werden (vgl. 4.1.3). So artikulierte das Paar, das ich begleiten durfte bereits als sie den Vorschlag machten, sie »in ihrem Prozess des Navigierens zu begleiten«, dies als ein »beiderseitiges Interesse« (Feldnotizen informelles Gespräch Hank und Betty). Durch ihre Beteiligung an meiner Forschung würde ich Einblicke in ihren Prozess des Elternwerdens bekommen, während sie durch mich und mein Forschungsinteresse eine Person an ihrer Seite hätten, an die sie sich bei Fragen wenden könnten. Relevant dabei war nicht nur meine Position als Forscher_in, sondern auch der Aspekt meiner vorhandenen Deutschkenntnisse, da sie erst kürzlich nach Deutschland migriert waren und im Prozess waren, in Deutschland anzukommen und Deutsch zu lernen. Von diesem Moment an entwickelte sich ein gegenseitiger Prozess der Begleitung unserer jeweiligen Vorhaben. Kathy Charmaz beschreibt ethnografisches Forschen als eine Praxis, die in Ablehnung eines positivistischen Verständnisses passiver ›Beschreibung‹, den aktiven Einsatz der Forschenden, also der möglichst unmittelbaren Beteiligung in den Welten der Forschungsteilnehmenden, erfordert (Charmaz 2014: 41f.). Die Begegnungen, Gespräche und Interviews, die auf diese Weise entstanden, verstehe ich daran anschließend als Bestandteile des Forschungsprozesses, die ein besonderes Maß an Engagement, Selbstreflexion, aber auch an Herausforderungen mit sich brachten (vgl. z. B. 5.1). Schließlich hat die ethnografische Methode der teilnehmenden Beobachtung ganz im Sinne eines ›diffraktiven‹ Vorgehens (Barad 2013) nicht nur dazu beigetragen, empirisches Material zu generieren, sondern auch, mich als aktiv teilnehmend im Feld wahrzunehmen und zu reflektieren. Dies brachte nicht zuletzt mit sich, auf besondere Weise meinen Blick auf das Feld und damit auch mich selbst mit zu verändern (vgl. Clarke 2005: 63).

4.3.3.3 Kodieren, Mapping und Memo-Schreiben

»Mapping opens up knowledge spaces.« (Clarke et al. 2018: 50)

Die Auswertungsphase ist im Rahmen der Methodologie der Situational Analysis schrittweise in die Erhebungsphase integriert und folgt dabei dem in 4.3.1 skizzierten abduktiven Vorgehen. Wie für Grounded Theory Ansätze

grundlegend, wird dabei das Material zunächst offen kodiert¹⁷, wobei die herausgearbeiteten Codes kontinuierlich im Verlauf der Auswertung in ein differenziertes Set von Mapping-Strategien Eingang finden (Clarke 2005: 83ff.). Heruntergebrochen, geht es bei der Praxis des Kodierens darum, zu definieren, »what the data is about« (Belgrave/Seide 2019). Damit handelt es sich um einen konstruktivistisch verstandenen Ansatz, Kodieren als emergenten Prozess der Konstruktion zu begreifen. Codes sind demnach nicht »an sich« im Material existent, sondern werden vielmehr durch die kontinuierliche Arbeit mit dem Material entwickelt (ebd.: 168; vgl. MacLure 2013). Für die Materialauswertung der vorliegenden Forschung wurde die Praxis des Kodierens gemäß des abduktiven Vorgehens der Situational Analysis mit speziellen Mapping-Verfahren verbunden. Methodenpraktisch stellen Techniken des Mappings heuristische und erkenntnisstimulierende Verfahren dar, die im Forschungsalltag zwar häufig verwendet werden, jedoch in der Detailliertheit und Systematik von Clarke selten expliziert worden sind (Strübing 2014: 111). Mit Clarkes Mapping-Verfahren geht es darum, die wichtigsten Elemente der Situation in ihren Beziehungen zueinander zu analysieren und dabei zentrale Positionen, Aushandlungen und Diskurse im situativen Handlungsfeld zu rekonstruieren. Das kartografisch und kreativ-visuell unterstützte Mapping ist hilfreich, um übliche Betrachtungsweisen zu durchbrechen und neue Erkenntnisse zu stimulieren (Clarke et al. 2018: 50). Dabei regt das von Clarke vorgeschlagene Verfahren Praktiken des »mappings« und »remappings« und damit eine Analyse an, die flexibel bleibt und nicht vorschnell analytische Schließungen vornimmt. Dies befördert Reflexivität im Analyseprozess sowie einen Umgang mit Multiplizität, Heterogenität und der »messiness« sozialer Realitäten und dem Forschungsprozess an sich (vgl. 4.2.2). Insofern stel-

17 Das im ersten Schritt vollzogene »open coding« (bei Charmaz: »initial coding«, 2006: 47ff.) zielt auf einen offenen Zugang zum Material. Ein solcher Zugang ist deshalb von zentraler Bedeutung, um dem Anspruch gerecht zu werden, dass jegliches empirisches Material auf multiple und unterschiedliche Weise interpretiert, kodiert und analysiert werden kann. So betonen Clarke et al.: »There is no one right reading. All readings are temporary, partial, provisional, and perspectival – situated historically and geographically. There are no essences – we are postessentialist« (Clarke et al. 2018: 27). Das offene Kodieren stellt demnach die Weichen für dekonstruktivistische Analysen und soll Forschende im Analyseprozess dazu anhalten, multiple Interpretationsweisen zu bilden und Vorstellungen von »der einen richtigen« oder »falschen« Interpretation bereits früh im Analyseprozess abzulegen (Clarke et al. 2018: 27).

len Clarkes Mapping-Verfahren Techniken dar, durch die sich kritische und weiterführende Fragen herauskristallisieren können (ebd.).

Konkret war im Rahmen meines Auswertungsprozesses insbesondere das Erstellen von und das kontinuierliche Arbeiten an den von Clarke entwickelten ›Situational‹ und ›Relational Maps‹ zentral (Clarke et al. 2018: 127ff.). Jene Mapping-Verfahren ermöglichten mir, der Breite und Komplexität der Situation im Clarke'schen Sinne kontinuierlich näher zu kommen. Das Anfertigen von Situational Maps half dabei, mir die multiplen Akteur_innen im Sinne von ›Beteiligten‹ der Situation zu vergegenwärtigen und zu visualisieren sowie dabei auch mich als Forscher_in mitzudenken. Kontinuierlich erweiterten sich meine Situational Maps und ich fertigte mehrere Exemplare im Verlauf des Auswertungsprozesses an, durch die ich jeweils spezifische Themenbereiche fokussierte. Das möglichst breite Mappen von Akteur_innen und Diskursen stellte sich als produktives Tool heraus, um mich nicht nur auf besonders sichtbare bzw. hegemoniale Akteur_innen, Debatten und Denkweisen zu konzentrieren, sondern auch zu fragen, wer oder was weniger präsent ist oder thematisiert wird bzw. ›fehlt‹. Dieser Frage ging ich im Sinne einer bewussten Strategie nach, um weniger mächtige bzw. im hegemonialen Sinne nicht-mitgedachte, unsichtbare oder zum Schweigen gebrachte (menschliche und nicht-menschliche) Akteur_innen einzuholen und in Bezug zur Wirkungsweise von Repronormativität zu setzen.¹⁸ Dies war mir insbesondere dahingehend ein Anliegen, unterschiedlich privilegierte oder von Gewalt betroffene Subjekte in Verflechtung mit interdependent wirksamen Aspekten von Gender, Sexualität, *Race*, Alter und Be_hinderung an der Schnittstelle zu Elternschaft und Elternwerden zu befragen. Somit nutzte ich diese kritische Befragung meiner Maps als machtanalytisches Tool, um »epistemische Vielfalt« (Clarke et al. 2015: 21f.) in meiner Analyse zu fördern und gezielt mit selbstverständlich gewordenen hegemonialen Denkweisen und Hierarchien zu brechen (ebd.). Dabei ging es mir nicht zuletzt darum, unter Berücksichtigung der »queerness of matter and things« (Graham 2010: 184), den komplexen Prozessen des Elternwerdens jenseits einer vereinfachenden, cisnormativen und biologistischen Erklärung nachzugehen, ohne jedoch die in den Situational Maps visualisierten biologischen, körperlichen

18 Inspiriert hat mich hierzu nicht zuletzt Clarkes Anspruch, »das Selbstverständliche der Situation« aufzubrechen und die »Handlungsfähigkeit« der nicht-menschlichen Elemente«, die in der Situation präsent sind, sichtbar zu machen, um »die Welt ganz neu sehen [zu] können« (Keller/Clarke 2011: 116).

und anderen materiellen Elemente außen vor zu lassen (Fox/Alldred 2014: 408).

Durch die an die Situational Mappings anschließende Praxis des ›Relational Mappings‹ stand mir zudem ein Tool zur Verfügung, um jeweils unterschiedliche Verbindungslinien und Zusammenhänge herauszuarbeiten und analytisch einzuholen. Insbesondere erwies sich die hierdurch stimulierte Perspektive der Relationalität verschiedener Elemente als produktiv, um diese dahingehend zu befragen, wie (und warum) sie miteinander in Verbindung stehen, welche Effekte sich daraus konstituieren, sowie auch, wie sich Verbindungslinien (potenziell) verschieben und verändern können. So konnte ich die Praxis des Relational Mappings dafür nutzen, Verstrickungen in den Blick zu nehmen und in ihren verschiedenen Bedeutungsfacetten sowie ihrer Beweglich- oder ›Hartnäckigkeit‹ zu analysieren und in Bezug zu den Konstituierungs- und Wirkungsweisen von Repronormativität zu setzen (vgl. Clarke et al. 2018: 50).

Die verschiedenen Mapping-Verfahren nutzte ich ferner, um das Potenzial meines abduktiven Vorgehens auszuschöpfen und unterschiedliche Analyserichtungen zu berücksichtigen, während ich dabei die Situietheit meiner Analyseschritte stets im Auge behielt. Unter anderem setzte ich im Rahmen von kollektiven Analyse- und Feedbackschleifen in Kolloquien und Interpretationsgruppen meine Mappings im Forschungsprozess ein, was die Praxis des ›remapping‹ stimulierte, um so meinen eigenen Blick auf das Material kritisch zu hinterfragen und zu bereichern (ebd.). Diesen Mapping-Prozess begleitete ich parallel mit der kontinuierlichen Verschriftlichung von theoretisch-analytischen Memos.

Schließlich erwies sich das Softwareprogramm MAXQDA als hilfreich, um die Fülle des empirischen Materials und die daraus entwickelten Codes festzuhalten, zu organisieren und laufend anzupassen.

4.4 Vorstellung des Samples und des analysierten Materials

Erfahrungen des Elternwerdens in ihrer Diversität zu betrachten erfordert, unterschiedliche Faktoren von sozialer Ungleichheit, die nicht zuletzt Wege des Elternwerdens beeinflussen, einzuholen (vgl. 3.1). Entsprechend ging es mir im Sampling-Verfahren darum, möglichst unterschiedliche Positionierungen und Lebenserfahrungen einzubeziehen. In der folgenden Vorstellung

des Samples stelle ich dies dar und gehe dabei darauf ein, inwieweit mir dies gelungen ist und hinsichtlich welcher Aspekte das Sample Grenzen aufweist.

Insgesamt habe ich im Zeitraum zwischen 2018 und 2022 20 Personen interviewt, darunter zwölf Menschen, die Eltern geworden sind, werden wollten oder sich im Prozess befanden, einen Kinderwunsch umzusetzen. Darüber hinaus umfasst das Sample sieben Personen, die durch ihre berufliche Tätigkeit als Hebamme, Doula oder Beratungsperson Kontakt zu werdenden trans* Eltern haben und sich im Interview zu ihrem fachlichen Bezug zum Thema geäußert haben.

Die bewusste Entscheidung, trans* und nichtbinäre Erfahrungen und Perspektiven in Hinblick auf Elternwerden zu fokussieren, zielt darauf ab, den Forschungsstand, der sich weitestgehend auf cisnormative Praktiken des Elternwerdens bezieht, zu erweitern und trans* und nichtbinäre Realitäten in Hinblick auf Elternschaft sichtbar zu machen (vgl. Kapitel 2.1). Entsprechend bestimmen die Erfahrungen von trans* und nichtbinären Personen das Sample dieser Forschung. Die Personen, die ihre Erfahrungen in Hinblick auf Elternwerden geteilt haben, positionieren sich als (gender-)queer, nichtbinär trans*, transsexuell, trans*männlich, trans*weiblich, butch, sowie in den Fällen zweier Partner von trans* Personen, als cis männlich. Der größte Anteil des Samples identifiziert sich als nichtbinär trans* (sechs Personen) oder trans* männlich (drei Personen), sowie darüber hinaus als transsexuell männlich (eine Person) sowie zwei Personen als trans* weiblich. Über die Hälfte der interviewten Fachkräfte positionieren sich als cis weiblich, eine Person als genderqueer und eine als nichtbinär trans*.

Nicht berücksichtigt sind im Sample inter* Positionen.¹⁹ Entsprechend kann diese Forschung keinen Anspruch darauf erheben, Einblick in die Erfahrungen oder Lebensrealitäten von inter* positionierten Personen in Bezug auf Elternwerden zu gewähren. Zugleich sind nichtbinäre Positionen und Erfahrungen an der Schnittstelle zu Elternschaft und Elternwerden am meisten im Sample repräsentiert, was auf mögliche partielle Überschneidungen,

19 Zum Fokus dieser Forschung auf die Erfahrungen von trans* und nichtbinären Personen habe ich im Laufe des Forschungsprozesses gefunden, wobei einerseits dazu beigetragen hat, nicht die unterschiedlichen Erfahrungen, die trans* und inter* positionierte Menschen machen, vereinheitlichen zu wollen, während andererseits nur sehr wenig Literatur zum Thema inter* und Elternschaft auffindbar war. Dieser Aspekt verweist nicht zuletzt auf den Forschungsbedarf zu den Lebensrealitäten von inter* positionierten Menschen hinsichtlich Elternschaft und Reproduktion hin, den ich in Kapitel sieben nochmals aufgreife.

jedoch keineswegs auf eine Gleichsetzung mit den Erfahrungen von inter* positionierten Personen schließen lässt.

Als sexuelle Orientierung gaben die Forschungsbeteiligten an, sich queer, pansexuell, »offen«, schwul, bi/homo, poly oder, im Fall von zwei Fachkräften, hetero zu positionieren. Ein Großteil des Samples lebt in einer Paarbeziehung (sechs Paare, drei davon nicht-monogam). Drei Paare gaben an, verheiratet zu sein. Eine Person lebt in einer Poly-Beziehungskonstellation und eine Person gibt an, single zu leben.²⁰

Im Sample vertreten sind Menschen, die auf unterschiedliche Weise Eltern werden (wollen) oder geworden sind: So ist ein großer Anteil des Samples leiblich Elter geworden oder streben dies an (neun Personen – fünf davon haben den gebärenden und vier den zeugenden Part übernommen). Sechs Personen sind in einer (ehemaligen) Paarkonstellation Eltern geworden, in der beide Elternteile leibliche Eltern geworden sind. Eine Person ist nicht-leiblicher Elternteil einer Elternkonstellation, die per medizinisch assistierter Insemination zustande gekommen ist, eine Person strebt an, nicht-leiblicher Elternteil einer Elternkonstellation zu werden, die per »diy«-Insemination zustande kommen soll und eine Person befindet sich im Prozess, per »diy«-Insemination schwanger zu werden. Eine Person teilte darüber hinaus ihre Erfahrungen als Pflegeelter.

Zwei Paare sind ungeplant schwanger bzw. Eltern geworden. Drei weitere Personen haben ihren Kinderwunsch per selbstorganisierter Samenspende zum Zeitpunkt des Interviews noch nicht erfüllt und waren im Prozess dessen, dies zu planen. Von einem Paar habe ich nach der Erhebungsphase erfahren, dass sie (vorerst) ihren Prozess des Elternwerdendwollens abgebrochen haben und von einer anderen Person habe ich die Nachricht erhalten, ihr Kind geboren zu haben.

Die Anzahl der Kinder der jeweiligen interviewten Personen ist unterschiedlich. Wenngleich die Anzahl der Kinder bezogen auf den Prozess des Elternwerdens und im Alltag des (geplanten) Elternseins relevant ist, wird sie aus anonymisierungsgründen in dieser Arbeit nicht in den Fokus gerückt. Ebenfalls werden die konkreten Berufstätigkeiten und Angestelltenverhältnisse der interviewten Personen (abgesehen von den interviewten Fachkräften) aus anonymisierungsgründen nicht thematisiert, ebenso wenig der Wohn- bzw. Arbeitsort.

20 Die Zuordnung zur Beziehungs- und Familienform bezieht sich auf die interviewten (werdenden) Eltern; die interviewten Fachkräfte sind davon ausgenommen.

Zum Zeitpunkt der Erhebung gaben die Forschungsteilnehmenden an, zwischen 18 und 59 Jahre alt zu sein. Bei den meisten Personen, die mir von ihren persönlichen Erfahrungen des Elternwerdens berichteten, lag die Zeit des Prozesses des Elternwerdens weniger als fünf Jahre zurück, bei zwei Personen jedoch über zehn Jahre.

Der Großteil der interviewten Personen besitzt eine deutsche Staatsangehörigkeit, während zwei Personen eine nicht-deutsche EU-Staatsangehörigkeit und drei Personen eine außer-europäische Staatsangehörigkeit besitzen. Keine der befragten Personen befinden sich in einer aufenthaltsrechtlich unsicheren Position.

Überrepräsentiert im Sample sind ferner *weiß* positionierte Personen. Sechs der Forschungsteilnehmenden haben Migrations- oder postmigrantisches Erfahrungen. Mehrere interviewte Personen sind von unterschiedlichen Formen von Mehrfachdiskriminierung betroffen: drei Personen sind nichtbinär trans* und leben mit einer Be_hinderung, darunter ist eine Person mehrfach be_hindert. Eine nichtbinäre trans* Person ist von Rassismus betroffen und lebt mit einer Be_hinderung.

Neun Personen lebten zum Zeitpunkt der Interviews in unterschiedlichen mittelgroßen Städten in Deutschland (In Nord-, Mittel- und Süddeutschland) und neun Personen in unterschiedlichen deutschen Großstädten (drei der interviewten werdenden Eltern und sechs der sieben befragten Fachkräfte). Keine Person lebte aktuell im ehemaligen Osten Deutschlands, wobei zwei Personen dort geboren und aufgewachsen sind. Keine der Interviewpartner_innen lebte zum Zeitpunkt des Interviews im dörflichen oder ländlichen Setting. Eine Fachkraft berichtete jedoch über ihre Arbeitstätigkeit im ländlichen Raum.

Im Sample sind Personen mit einem akademischen Bildungsabschluss stark überrepräsentiert. 15 Personen gaben an, einen Universitäts- oder Hochschulabschluss zu haben (darunter fünf der sieben Fachkräfte). Drei Personen gaben an, einen Haupt- oder Realabschluss, sowie eine Personen eine Ausbildung als höchsten Bildungsabschluss absolviert zu haben.

Alle Interviewten gaben in Bezug auf ihre Religionszugehörigkeit an, atheistisch oder konfessionslos zu sein sowie eine Person Teil einer alternativen Glaubensgemeinschaft anzugehören. Teilweise gaben die Interviewpartner_innen an, christlich sozialisiert zu sein.

Von den insgesamt 17 geführten Interviews (zwei davon als Paar- bzw. Gruppeninterview) und zwei teilnehmenden Beobachtungen beziehe ich mich in meiner Analyse auf 16 anonymisierte Interviewtranskripte, eine anonymisierte Feldnotiz und ein anonymisiertes Transkript eines informellen

Gesprächs, das im Anschluss an eine teilnehmende Beobachtung aufgezeichnet wurde.

Jeder Forschungsprozess findet in einem ganz bestimmten Zeitraum statt. In der Zeit während diese Forschung vorangeschritten ist, haben sich bedeutende Veränderungen vollzogen. Zum einen hat die Sichtbarkeit von trans* Elternschaft im Rahmen von journalistischen, aktivistischen und wissenschaftlichen Beiträgen in der Zeit meines Forschungsprozesses zugenommen. Zum anderen haben sich bedeutende rechtliche Veränderungen rund um die Zeit meines Forschens ereignet, etwa mit der Einführung der sog. ›Ehe für Alle‹, der ›Dritten Option‹, sowie zuletzt auch mit dem ›Selbstbestimmungsgesetz‹, welches kurz nach Fertigstellung dieser Forschung in Kraft getreten ist. Die Erfahrungen der interviewten Personen beziehen sich demnach alle auf die Zeit vor der Verabschiedung des SBGG, sowie darüber hinaus teils vor und teils nach der Verfassungswidrigerklärung der Zwangssterilisationen laut TSG. Ungeachtet der genannten rechtlichen Veränderungen birgt diese Forschung wichtige Implikationen für die Gegenwart und Zukunft von trans* Elternschaften, wie ich in den folgenden Kapiteln aufzuzeigen suche.